

Wirklichkeit der Literatur

Autor(en): **Pulver, Elsbeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **61 (1981)**

Heft 5: **Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"**

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-163757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihn das Fragen Würde hat; dass das Provokatorische daran auf die Menschenwürde zielt.

In der Kunst kommt es niemals auf die richtigen Antworten an – sonst wäre sie eine (schlechte) Primarschule –, sondern auf die richtigen Fragen. Ihre Richtigkeit ist an ihrer Fruchtbarkeit zu erkennen; daran, dass man ihnen, ohne sich selbst zu betrügen, nicht mit Ideologie oder Vorurteil begegnen kann, nur mit der eigenen Existenz. Wenn sie gestellt sind, sind wir es selbst, die uns ihnen stellen müssen – bei Strafe des Unlebens.

Für mich gehört Frisch zu den wenigen Zeitgenossen, aus deren Arbeit ich Mut zum Leben schöpfe und Lust zum Spielen. Nicht ganz nebenbei gehört er für mich auch zu den «Schutzgeistern» einer Heimat, die ich mir von keinem Vaterland – auch dem eigenen nicht – nehmen lasse; die aber auch *für* dieses Vaterland sprechen, wenn es mir dessen schnelle Verteidiger, die Realisten des Kurzschlusses, verbittern wollen. Bürgerliche Verantwortung – Frisch hat sie wahrgenommen, eher «schmollend» und «warnend» als «väterlich» – damit, und nur so, hat er bei vielen heimatlos gescholtenen Intellektuellen so etwas wie Vaterstelle vertreten können. In seiner Arbeit bleibt der Bürger, der er ist, durchsichtig auf den Citoyen, der zu werden er sich schuldig glaubte. Weil dieser Staat so wenig wie ein anderer ohne Citoyens auskommt? Nein: weil der freie Mensch jenseits jedes Staatszwecks für sich selber steht und spricht. An dieser Freiheit muss sich der Staat messen lassen – das ist auch der Sinn seiner Verfassung – und nicht umgekehrt. Er braucht keine Liebe und soll keine beanspruchen. Aber in der Masse, als er die Bewegung freier Menschen zulässt, verdient er Loyalität.

«Zivilverteidigung»? Dazu gehört, dass das Zivile verteidigt wird. Frisch hat mehr getan. Er hat es verbreitet.

ELSBETH PULVER

Wirklichkeit der Literatur

5. April 1981: Unter den heutigen Jugendlichen seien rund zehn Prozent als potentielle Aussteiger zu betrachten, stellt ein Forschungsbericht des deutschen Familienministeriums fest. Die «Mitenand-Initiative» ist unerwartet massiv abgelehnt worden; unter der Formel «Verdikt des Souveräns» wird sie ad acta gelegt werden. Warum ich darauf so gelassen

reagiere, will meine Tochter wissen (die Frage enthält eine Anklage), warum ich wieder an meinen Schreibtisch gehe, auf dem doch nur Bücher liegen, Bücher und Papier.

Das Papier, das auf meinem Schreibtisch liegt, enthält den Text zum siebenzigsten Geburtstag von Max Frisch – ohne literarische Fertigformeln, so meinte ich wenigstens, ohne Pathos, ohne Phrase. Dem Eindruck des heutigen Tages hält er dennoch nicht stand, er wird von der Radikalität der jugendlichen Fragerin buchstäblich vom Tisch geblasen. Es hilft alles nichts: er muss neu geschrieben werden. Aber wie lässt sich erklären, wie lässt sich gegen die Unbedingtheit eines jungen Menschen behaupten, dass das, was an Büchern und Papier auf meinem Schreibtisch liegt, doch keine reine Schreibtischsache zu sein braucht? Wie anders als so rückhaltlos persönlich und subjektiv, wie es auch die anklagende Frage ist?

Es war im Winter 1947, als ich zum erstenmal ein Buch von Max Frisch las: das «Tagebuch mit Marion», den ersten Teil des späteren «Tagebuchs 1947–49». Bewunderung, Begeisterung, Betroffenheit – nein, diese Worte geben nicht wieder, was ich damals empfand, sie sind zu gross und pathetisch; die Wirkung des Buches war leiser, unauffälliger, aber desto nachhaltiger. Es war einfach da, neu und unerwartet, und doch schien mir, ich hätte es schon lange gekannt. Es formulierte, beispielsweise, eine Erfahrung, mit der ich mich allein geglaubt hatte (allein in einer Umgebung, die nach dem Unterbruch des Krieges wieder an alte Werte anknüpfte, als wären diese nie in Frage gestellt worden): die anhaltende, quälende Unruhe über das, was in Deutschland geschehen war: ausserhalb unserer Grenzen, aber nicht ausserhalb unseres Horizontes. Literatur war bisher für mich etwas Vollendetes, Geschlossenes, Entrücktes gewesen; sie betraf und berührte mich – und war doch ihrerseits nicht zu berühren. Dass sie etwas völlig Offenes sein konnte, noch versehen mit den Spuren ihres Ursprungs, dass sie fragen konnte, ohne zu antworten, das erfuhr ich erst, als ich das Buch von Max Frisch las. Was Frisch sagte, damals, über das «Weisse zwischen den Worten», die Rechtmässigkeit des Fragens ohne Antwort und die Notwendigkeit einer fragmentarischen Kunst, das mag, gemessen an der heutigen, ungleich härteren und knapperen Sprache des Autors, poetisch und weich wirken. Die Sätze haben sich mir dennoch eingepägt beim ersten Lesen als eine Art Programm, das einzige, auf das ich mich festlegen mochte.

Was diese Leseerfahrung denn bewirkt habe in meinem Leben, fragt die Fragerin weiter (sie ist längst zu einer inneren Stimme geworden). Ich hatte damals eben ein Germanistikstudium begonnen, zweifelnd und zögernd, mit wachsendem, immer wieder unterdrücktem Widerstand gegen die noble und durchaus humane Gegenwartsferne der damaligen

philosophischen Fakultät. Das Tagebuch Frischs hat diesen Widerstand nur verstärkt. Ob sich Zweifel und Widerstand, als ich schliesslich mein Studium doch mit einiger Energie anpackte und zu Ende führte, nur hemmend auswirkten oder vielleicht auch als Impuls, als Stachel im Fleisch, das kann ich nicht sagen. Aber wenn ich, gewissermassen ausserhalb der Gänge der Universität, zunehmend Neugier und Aufmerksamkeit entwickelte für Neues und Ungewohntes, das sich in der Literatur und in der gesellschaftlichen Wirklichkeit abzeichnete, so war – das steht fest – die frühe Leseerfahrung mit Frisch daran wesentlich beteiligt.

«Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr; man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen» – so Max Frisch 1965 in einer Rede zur Überfremdung. Der Satz könnte von heute sein – und das heisst: es hat sich nichts geändert; der Satz Frischs hat, zusammen mit vielen anderen Sätzen, nichts geändert; die Wirklichkeit ist, wie sie war. Es steht schlecht um die Sache der Literatur, wenn man sie nach ihrer messbaren Wirkung bewerten will. Aber der Satz, knapp und stachlig wie er ist, lebendig und stark nach anderthalb Jahrzehnten, beweist auch, beweist mir gegen Vernunft und Messbarkeit, die Widerstandskraft der Literatur, ohne die ich nicht leben möchte.

MARCEL REICH-RANICKI

Ein Nachkomme bürgerlicher Schriftsteller

Sie fordern mich auf, in wenigen Sätzen zu sagen, was Max Frisch mir bedeutet und warum die Existenz seines Werkes für mich wichtig ist. Da ich mich im Laufe der Jahre schon oft über Frisch geäussert habe, werden Sie gewiss Verständnis dafür haben, dass ich Ihre Frage diesmal mit einem Selbstzitat beantworte. In einer 1972 in der «Zeit» erschienenen Kritik des «Tagebuch 1966–1971», die auch in meinem Buch «Entgegnung», Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1979, enthalten ist, schrieb ich:

«Frisch ist nicht vom Geschlecht der Aussenseiter, Ruhestörer und Rebellen, der Getriebenen, der Unversöhnlichen und Zerrissenen. Mit den schockierenden Amokläufern der Literatur hat er kaum etwas gemein. Er gehört eher zu den Nachkommen der betont bürgerlichen Schriftsteller, der distanzierten und schmunzelnden Beobachter, der ironischen und meditierenden Zeugen, der urbanen Humoristen und leidenden Skeptiker,